

Ein französischer Friedensbischof.

Im vorigen Jahre starb ein vielleicht noch zu wenig gewürdigter Apostel der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich: Bischof Julien von Arras, Mitglied des Institut de France, mein hochverehrter Lehrer. Sein Bistum hatte unter den Verwüstungen des Krieges besonders schwer zu leiden gehabt — auf Trümmern und Gräbern erhob er seine Stimme zur Versöhnung. Erst im Kriege war er zum Bischof geweiht worden, und sein Sprengel war bereits verwüstet, als er die oberhirtliche Sorge für ihn übernahm. Es war sein Wunsch, einst in der Nähe des von ihm errichteten Totenmals von Notre-Dame-de-Lorette inmitten der ihm so teuern Kriegsgräber seine letzte Ruhe zu finden. Die Liebe zu den gefallenen Soldaten machte ihn zum Verkünder des Friedens.

Sein bischöfliches Wirken für den Völkerfrieden begann er 1922 mitten im verbitterten Belgien, in Brüssel und Löwen. So überzeugend war seine Rede, daß schon damals die Zuhörer ihm Beifall spendeten, als er sagte: „Das Evangelium hat der Welt mehr gebracht als Mitleid, so sehr uns auch das ergreift; das Evangelium hat das Gesetz der Liebe gepredigt! Mag die Geschichte, die wir gelernt und die wir erlebt haben, das Evangelium Lügen zu strafen scheinen, das kann für die Söhne des Evangeliums kein Grund sein, aus diesem göttlichen Buche die Seiten zu reißen, die uns zur Bruderliebe aufrufen. Es besteht die Gefahr, daß wir uns dessen schämen, was das eigentliche Wesen des Christentums ist, und daß wir uns mit dem mehr oder weniger offenen Kriegszustand abfinden, der zwischen den einzelnen, den Gesellschaftsklassen und den Völkern herrscht, gerade als ob Christus überhaupt nicht auf die Welt gekommen wäre, als ob er nicht in der Kirche weiterlebte, als ob die christliche Friedensbewegung endgültig gescheitert und nur noch die naive Täuschung einiger Schwärmer oder die vergiftete Waffe einer Bande von Besessenen wäre! Soll

es denn ein bloßer Traum sein, daß christliche Völker imstande wären, höher als alles andere nicht ihren eigenen Ruhm und ihren Ehrgeiz, sondern das gemeinsame Recht der Völker auf Gerechtigkeit, Ruhe und Frieden zu schätzen?“

Nicht minder eindringlich war die Rede, die der Bischof am 6. März 1923 im Pariser Institut Catholique vor Mgr. Baudrillart und einer auserlesenen Schar führender Katholiken hielt. „Die katholische Einheit“, sagte er, „wäre keine lebendige Wirklichkeit, wenn die Katholiken sich nicht mit allen Kräften bemühten, über geographische und politische Grenzen hinweg dauernde Beziehungen mit ihren Brüdern in allen Ländern zu unterhalten, um sie besser kennen zu lernen und inniger zu lieben. Das dürfen gerade die Franzosen von heute, wenn sie katholisch sein wollen, nicht vergessen, sie müssen im höchsten Grade den Sinn für das allgemein Menschliche besitzen oder, wenn man will, den Sinn für internationale Verpflichtung, der ein Erbstück unserer Religion ist. Ich möchte niemand kränken, aber gibt es nicht französische Katholiken, die sich allmählich durch die Gewalt der Tatsachen ihr Ideal haben rauben lassen und bei einem zu ausschließlich nationalen und daher zu engen Katholizismus angelangt sind? Ich weiß wohl, daß ein Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit besteht, aber so gebieterisch die Forderungen der Wirklichkeit sein mögen — es ist Sache der Regierungen, das zu entscheiden — niemals darf darüber das Ideal vergessen werden, immer muß es lebendig und strahlend im christlichen Bewußtsein leben. Wenn irgend ein Ideal der rauhen Wirklichkeit nicht geopfert werden darf, dann ist es das Ideal des Friedens unter allen, die über die ganze Welt hin durch den gemeinsamen christlichen Glauben miteinander verbunden sind!“

Im August desselben Jahres 1923 sprach Bischof Julien in der Straßburger „Sozialen Woche“ über den Kampf zwischen Vorteil und Recht. Dabei sagte er zur Friedensfrage, die er in dieser Stadt am

wenigsten vergessen konnte: „Verträgt sich denn der Grundsatz, daß jeder Staat dem andern gegenüber selbständig ist, nicht mit der Schaffung eines ständigen Ausschusses, in dem die Vertreter aller Staaten die Vollmacht hätten, internationale Streitigkeiten zu schlichten? Begrüßen wir daher in vollem Ernste den Völkerbund als eine Schöpfung im Geiste des Evangeliums: sie ist noch schwach, aber auf ihr ruht die Hoffnung der Zukunft!“

Alle, das solange der Schauplatz des Krieges gewesen war, vernahm das Friedenswort des Bischofs auf dem Katholikentag des Jahres 1924. Wenn man zur weltweiten Gesellschaft der katholischen Kirche gehöre, sagte er, wenn man in allen Völkern Brüder habe, mit denen man unter demselben Stellvertreter Christi vereint sei, wenn man das Wort von dem einen Hirten und der einen Herde aus dem Testamente des Heilandes kenne, dann dürfe man sich doch über die Ankündigung des Weltfriedens in einer wahren Internationale unter Führung des Völkerbundes eigentlich nicht wundern. Und er stellte die scharfe Frage: „Fürchten wir uns denn, die Rundschreiben der Päpste so zu nehmen, wie sie lauten? Halten wir auch die Päpste für naiv?“

Dann kam ein Tag, wo der Friedensbischof mutig die Gefahr auf sich nahm, durch seine Botschaft Widerspruch und Haß zu wecken. Im Jahre 1926 war es Marc Sangnier gelungen, in Bierville die Vertreter von 34 Völkern wie zu einem neuen Pfingstfeste zu versammeln. Auch aus der deutschen Jugend waren viele gekommen. Marc Sangnier lud den Bischof von Arras ein, an diese national und weltanschaulich so gemischte Zuhörerschaft sein katholisches Friedenswort zu richten. Und der Bischof kam und sprach im Grünen unter den wehenden Fahnen: „Als im Haag und in Genf die Gründungen ins Leben traten, die Europa und der Welt den Frieden sichern sollen, da hat die katholische Kirche nicht zögernd gelächelt, sondern sie hat in diesen Gründungen die Auswirkung ihrer Theologie auf das Völkerrecht erkannt. Wenn es wahr ist, daß Kriege gerecht sein

können, so muß man doch mit der katholischen Theologie hinzufügen, daß ein Krieg, der größeren Schaden verursacht, als er wiedergutmachen soll, nicht mehr gerecht ist. Der Völkerbund will aus dem ungeheuern Totenfelde des Krieges die Friedensgemeinschaft der ganzen Menschheit erblühen lassen. Es genügt nicht, daran zu denken, es genügt auch nicht, dafür tätig zu sein, man muß mit ganzer Seele an den Frieden und an die Liebe glauben! Wie die ersten Apostel vor einer staunenden Welt ihre Hoffnung mit dem Worte bekräftigten: Wir haben der Liebe geglaubt — so können auch wir nur sagen: Wir haben an die Liebe des Heilandes geglaubt!“

Der laute Beifall seiner katholischen und nichtkatholischen, seiner deutschen und französischen Zuhörer konnte nicht verhindern, daß Bischof Julien seit diesem Tage von mancherlei Gegnern des Friedensgedankens als „Bischof von Bierville“ verhöhnt wurde. Er machte sich nichts daraus, sondern schrieb in einem Artikel des Pariser „Correspondant“ vom 25. September 1926 mit heiterer Ruhe: „Selbst wer aus dieser ländlichen Tagung in unserer milden Isle de France Utopien wacher Träumer aufsteigen sähe, sollte ohne Haß und Zorn davon sprechen. Die Kirche hat nie die Abgötterei gesegnet, auch nicht die Abgötterei, die man mit dem Vaterlande hat treiben wollen: die Kirche erlaubt keinem Volke, das Vaterland über alles zu stellen.“ Ohne sich auf die Mittel zu sofortiger Durchführung einzulassen, aber auch ohne grundsätzlich zu widersprechen, führt er die Entschliebung der ethischen Kommission des Kongresses von Bierville an, „die internationale Sicherheit solle durch einen wirklichen Bund der Völker sozial organisiert werden, woraus sich als unmittelbare Folgerung die vollständige und gleichzeitige Entwaffnung aller Staaten durch nationale Abrüstung ergebe“.

Bis zu seinem Tode am 14. März 1930 hat Bischof Julien ohne Schroffheit und ohne Schwäche dieselbe Lehre vertreten. In seinem geistlichen Testament vom Jahre 1929 stehen die Worte: „Ich überlasse es der Zukunft, mich zu rechtfertigen.“

Edward Montier.